

(Nachdruck verboten.)

63]

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

„O, verehrte Frau!“ erzählte Marcelle mit ihrer liebenswürdigen, fröhlichen Miene, die selbst inmitten der Katastrophen ihre lächelnde Frische bewahrte, „Sie können sich nicht denken, was aus meiner Mama geworden war! Sie, so vorsichtig und so sparsam, der Schrecken der Dienstmägde, weil sie ihnen immer nachging und scharf auf die Finger sah, sie sprach nur noch von Hunderttausenden und drängte meinen Papa; denn er hatte eigentlich viel weniger Mut und wäre dem Onkel Chave gefolgt, wenn sie ihn nicht mit ihrem Traum verrückt gemacht hätte, das große Los, die volle Million zu erzielen . . . Anfangs kam die Spielwut beim Lesen der Börsenblätter, Papa war zuerst warm geworden und spielte anfänglich nur insgeheim; später, sobald die Mama mitmachte, nachdem sie lange Zeit gegen das Spiel den Haß der guten Hausfrau geäußert hatte, da war alles sofort in Flammen, und lange hat's nicht mehr gedauert. Ist es möglich, daß die Geldgier brave Leute dermaßen umwandelt?“

Jordan mischte sich ein, belustigt durch den Gedanken an den Onkel Chave, dessen Bild ein Wort seiner Frau jetzt hervorggerufen hatte:

„O, Sie hätten inmitten dieses Krachs die Ruhe des Onkels sehen sollen! Er hatte es ja vorausgesagt, er triumphtierte mit seinem in Uniformtragen steif gewordenen Nacken . . . Keinen Tag hat er die Börse versäumt, keinen Tag sein jämmerliches Spiel ausgeübt, er war froh, wenn er jeden Abend fünfzehn bis zwanzig Frank heimtrug, wie ein fleißiger Angestellter, der sein Tagewerk pünktlich vollbracht hat. Rings um ihn stürzten allenthalben Millionen zusammen, wuchsen und vergingen riesige Vermögen innerhalb zwei Stunden, strömte das Geld unter Donnerkrachen in vollen Eimern herab, — und er fuhr fort, frei von Fieber seinen kleinen Tagelohn zu verdienen, seinen kleinen Gewinn für seine kleinen Laster . . . O, er ist der Schlaueste der Schlaunen, die hübschen Dirnen der Rue Nollet haben nie ihre gewohnten Süßigkeiten vermisst.“

Diese humorvolle Anspielung auf die Streiche des Hauptmanns erheiterte die beiden Frauen. Sogleich wurden sie aber von der Traurigkeit der Lage wieder erfaßt.

„Leider glaube ich nicht,“ erklärte Frau Karoline, „daß Ihre Eltern irgend etwas aus ihren Aktien herauszuschlagen; alles scheint mir aus zu sein. Sie stehen auf dreißig Frank, sie werden auf zwanzig Frank fallen, auf hundert Sous . . . Mein Gott! was wird aus den armen Leuten werden in ihrem Alter, mit ihren behaglichen Gewohnheiten?“

„Nun, man wird sich ihrer annehmen müssen . . . Wir sind zwar noch nicht sehr reich, aber es geht jetzt endlich ein bißchen vom Fled, und wir lassen sie nicht auf der Straße liegen.“

Jordan hatte vor kurzem einen Glücksfall erlebt. Nach langen Jahren fruchtloser Arbeit hatte sein erster Roman, der zuerst in einer Zeitung erschien und dann von einem Verleger auf den Markt geworfen wurde, mit einem Male den Anlauf zu einem bedeutenden Erfolge genommen; nunmehr war er reich, er besaß ein paar tausend Frank, alle Türen thaten sich vor ihm auf, er brannte vor Begier, wieder an die Arbeit zu gehen, da er des Ruhmes und des Erfolges sicher war.

„Wenn wir sie nicht zu uns nehmen können, so mieten wir eine kleine Wohnung für sie. Man wird immer durchkommen, mein Gott!“

Marcelle, die ihren Mann mit namenloser Zärtlichkeit ansah, geriet jetzt in leises Zittern.

„O, Paul, Paul, wie gütig Du bist!“

Dann begann sie zu schluchzen.

„Beruhigen Sie sich, liebes Kind, ich bitte Sie,“ wiederholte mehrmals Frau Karoline, welche verwundert zur jungen Frau eilte, „Sie müssen sich keinen Kummer machen.“

„Nein, lassen Sie mich nur, das ist nicht aus Kummer . . . Aber die ganze Geschichte ist wirklich zu dumm! Hätten Mama und Papa, als ich Paul heiratete, mir nicht die Mit-

gift geben können, von der sie immer sprachen? Unter dem Vorwand, daß Paul keinen Heller mehr besaß, und ich eine Dummheit beging, wenn ich trotzdem mein Wort hielt, haben sie keinen Pfennig herausgegeben . . . Ja, ja, heute haben sie's weit gebracht. Jetzt hätten sie wenigstens meine Mitgift, denn dies Geld hätte die Börse sicherlich nicht aufgefressen.“

Frau Karoline und Jordan mußten unwillkürlich lachen. Aber dies tröstete Marcelle nicht, sie weinte vielmehr noch lauter.

„Und dann noch etwas andres . . . Wie Paul arm geworden ist, habe ich nämlich einen Traum gehabt. Ja! wie in den Feenmärchen habe ich geträumt, ich sei eine Prinzessin und bringe meinem verarmten Prinzen viel, viel Geld mit, um ihm behilflich zu sein, ein großer Dichter zu werden . . . Und jetzt braucht er mich nicht einmal, jetzt bin ich ihm nur eine Last und meine Familie dazu! Er hat nun alle Mühe allein und muß allen schenken . . . O! wie schwer ist mir das Herz . . .“

Jordan nahm sie rasch in seine Arme.

„Was schwafelst Du da, dummes Weibchen? Braucht denn die Frau etwas mitzubringen? Dich hast Du mitgebracht, Deine Jugendfrische, Deine Liebe, Deinen herrlichen Humor, und keine Prinzessin der Welt kann mehr geben.“

Mit einem Male beruhigte sie sich, hochbeglückt beim Gedanken an diese treue Liebe; es kam ihr in der That recht dumm vor, daß sie weinte. Er fuhr indessen fort:

„Wenn's Deinem Vater und Deiner Mutter recht ist, wollen wir sie in Cligny unterbringen. Dort habe ich billige Parterrewohnungen mit Gärtchen gesehen . . . Bei uns, in unsrer Bude, die mit unsren paar Möbeln gefüllt ist, ist's ganz nett, aber zu eng, um so mehr, als wir mehr Platz brauchen werden . . .“

Er wandte sich lächelnd zu Frau Karoline, welche tief gerührt diese Ehestandsszene mit ansah:

„Nun ja, wir werden demnächst drei sein, man darf's schon sagen, da ich jetzt ein Herr bin, der sein Brot verdient! . . . Nicht war, Madame, das ist wieder ein Geschenk, das sie mir macht? Und sie weint darüber, daß sie mir nichts mitgebracht hat . . .“

Im hoffnungslosen Schmerz über ihre Unfruchtbarkeit blickte Frau Karoline zu der leicht errötenden Marcelle hin, deren etwas vermehrter Umfang ihr nicht aufgefallen war. Jetzt füllten auch ihre Augen sich mit Tränen.

„O, Ihr guten Kinder, liebet einander immer so! Ihr seid die einzigen Vernünftigen und die einzigen Glücklichen.“

Ehe sie sich verabschiedeten, erzählte Jordan Einzelheiten über die „Espérance“. Mit seinem angeborenen Widerwillen gegen Geldgeschäfte sprach er spöttisch davon wie von einer überaus wunderlichen Höhle, die von den Hammerschlägen der Spekulation allenthalben erdröhnte. Das ganze Personal spekulierte, vom Chef bis zum Bureaudiener herab. Er war der einzige, so erzählte er lachend, der nicht mitgespielt hatte, der deshalb schief angesehen und mit der Verachtung aller übrigen belastet war. Der Zusammenbruch der Univerjelle, insbesondere Saccards Verhaftung, hatten seitdem der Zeitung den Garaus gemacht. Die Redakteure waren nacheinander davongelaufen, während Zantrou mit der Hartnäckigkeit der Verzweiflung sich an die letzten Trümmer klammerte, um noch von den Ueberbleibseln des Schiffbruchs zu leben. Der Mensch war jetzt fertig: diese drei Jahre des Wohllebens hatten ihn durch den ungeheuerlichen Mißbrauch alles irgendwie Käuflichen vollends zerrüttet, wie die Hungerleider sich zu Tode fressen, sobald sie an einer reichbesetzten Tafel Platz nehmen. Das Merkwürdige, aber Unvermeidliche war indes gewesen, daß die Baronin Sandorff im allgemeinen Wirrwarr und in ihrer tollen Gier, das verlorene Geld wieder zu erjagen, zuletzt bis zu diesem Menschen herabsank.

Beim Namen der Baronin war Frau Karoline etwas blaß geworden, während Jordan, der von der Gegnerschaft beider Frauen nichts wußte, in seiner Erzählung fortfuhr:

„Ich weiß nicht, warum sie sich ihm hingegeben hat. Vielleicht hat sie geglaubt, er könnte durch seine Beziehungen zur Presse ihr Nachrichten zukommen lassen. Vielleicht ist sie auch nur vermöge der Geseze vom Fall immer weiter und weiter bis zu ihm herabgesunken. In der Leidenschaft des Spiels liegt ein zersetzender Gärstoff, den ich oft beobachtet

habe, der alles anfriszt und ansteckt, der aus dem gebildetsten, stolzesten und edelsten Geschöpf einen menschlichen Zammerlappen macht, einen in die Gasse zu segenden Rehrichth . . . Auf jeden Fall, wenn dieser verkommene Rump Zantrou die Fußtritte noch nicht verschmerzt hatte, die ihm einst der Vater der Baronin versetzt haben soll, sobald er um seine Orders bettelte, — dann ist er heute vollständig gerächt. Denn ich, der ich hier rede, sprach eines Tages im Zeitungs-bureau vor, um zu versuchen, ob Bezahlung zu erlangen wäre, und wurde Zeuge einer Auseinandersetzung, als ich eine Thüre zu plötzlich aufstieß: da habe ich mit eignen Augen gesehen, wie Zantrou der Sandorff eine ganze Tracht Ohrfeigen verabreichte . . . O! dieses betrunkene Subjekt, dieser im Alkohol und im Laster verkommene Mensch hieb mit der Roheit eines Kutischers auf diese feine Dame ein!"

Mit einer Geberde schmerzlichen Ekels hieß ihn Frau Karoline schweigen. Es war ihr, als ob diese unerhörte Erniedrigung sie selbst beschmutzte.

Schmeichelnd hatte Marcelle beim Aufbrechen ihre Hand ergriffen.

„Glauben Sie ja nicht, liebe, gnädige Frau, daß wir gekommen sind, um Sie zu belästigen. Im Gegenteil, Paul verteidigt Herrn Saccard nach Kräften.“

„Selbstverständlich!“ rief der junge Mann, „mit mir ist er immer sehr liebenswürdig gewesen. Nie werde ich vergessen, wie er uns den schrecklichen Busch vom Halse geschafft hat. Trotz allem ist er ein äußerst tüchtiger Herr . . . Wenn Sie ihn sehen, gnädige Frau, so sagen Sie ihm ja, daß das junge Ehepaar ihm lebhafteste Dankbarkeit bewahrt.“

Als Jordans draußen waren, konnte Frau Karoline eine Bewegung stillen Ingrimms nicht unterdrücken. Dankbarkeit, wofür? Für den Ruin des Ehepaars Maugeudre! Diese Jordans waren wie Dejoie, sie gingen mit den gleichen Worten der Entschuldigung und den gleichen Segenswünschen fort. Und doch wußten wenigstens diese, wie die Dinge standen; er war kein Unwissender, dieser Schriftsteller, der mit so männlicher Verachtung des Geldes mitten durch die Finanzwelt geschritten war. In ihrem Innern gährte es weiter, ihre Entrüstung wuchs. Nein, ein Verzeihen wäre nicht möglich, der Schmutz war gar zu tief! Die von Zantrou der Baronin versetzte Ohrfeige war keine Genugthuung für sie, Saccard hatte alles zerrüttet und verdorben.

An jenem Tage sollte Frau Karoline wegen einiger Papiere zu Mazaud gehen, die sie zu den Akten ihres Bruders hinzufügen wolte. Sie wünschte ferner zu wissen, welche Haltung Mazaud für den Fall beobachten würde, daß die Verteidigung ihn als Zeugen aufrief. Die Zusammenkunft war erst auf vier Uhr, nach Börsenschluß, festgesetzt. Als sie endlich allein war, verbrachte sie mehr als anderthalb Stunden damit, die bereits erhaltenen Nachrichten zu ordnen. Sie begann, auf dem Trümmersfeld Klar zu sehen. So räumt man am Tage nach einem Brande, wenn der Rauch verschwunden und die Glut verklommen ist, den Schutt mit der zähen Hoffnung hinweg, das Gold der zerschmolzenen Juwelen wieder zu finden.

In erster Reihe hatte sie sich die Frage gestellt, wo das Geld wohl hingekommen wäre. Es mußten wohl bei diesem Verschwinden von zweihundert Millionen, wenn Taschen geleert worden waren, sich andre gefüllt haben. Inbess'n schien es festzustehen, daß die Baissiers nicht die Gesamtsumme zusammengefaßt hatten, sondern ein gutes Drittel in dem schauerhaften Durcheinander zerstreut und verzettelt worden war. An den kritischen Tagen konnte man meinen, daß der Boden der Börse das Geld aufsaugt; vieles geht verloren, an allen Fingern bleibt ein wenig kleben. Sundermann allein mußte etwa fünfzig Millionen eingebeimst haben. Dann kam Daigremont mit zwölf bis fünfzehn. Ferner nannte man den Marquis de Bohain, dessen klassischer Streich wieder einmal geglückt war; während er bei Mazaud Hauße spielte und jetzt jede Zahlung verweigerte, hatte er bei Jacoby nahezu zwei Millionen für seine Baissespekulation eingenommen. Obwohl er wußte, daß der Marquis wie ein ganz gewöhnlicher Gauner sein Mobiliar auf den Namen seiner Frau hatte schreiben lassen, drohte diesmal Mazaud, der insolge seiner Verluste den Kopf verloren hatte, ihn gerichtlich zu belangen. Fast alle Aufsichtsräte der Universelle hatten einen königlichen Anteil erbeutet, die einen, wie Guret und Kolb, indem sie kurz vor dem Krache zum höchsten Kurs verkauften, die andren, wie der Marquis und Daigremont, indem sie mit hinterlistiger Taktik zur Kontertermine übergingen. Nebenbei hatte der Aufsichtsrat in einer der letzten Sitzungen, als die Gesellschaft

schon in den letzten Zügen lag, sich hundert und einige tausend Frank pro Mann gutschreiben lassen. Endlich galt es im Parkett als ausgemacht, daß Delarocque und Jacoby persönlich ganz bedeutende Summen gewonnen hatten, die aber in den zwei immer klaffenden und nie ausgefüllten Schlünden bereits verschwunden waren, welche bei dem einen die Geilheit, beim andren die Spilleidenschaft aufthat. Ebenso ging das Gerücht um, daß Nathansohn dank einem Gewinn von drei Millionen zu den Königen der Coullisse zählte. Er hatte nämlich auf eigne Rechnung Baiffe gespielt, während er für Saccard Hauße spielte, und dabei das außerordentliche Glück gehabt, daß man sich gezwungen sah, betreffs der von der gesamten Coullisse verlorenen Summen — über hundert Millionen — „Schwamm drüber“ zu sagen, weil man diese als zahlungs-unfähig erkannt hatte. Sonst wäre er insolge seiner erheblichen Ankäufe für die verkrachte Universelle unfehlbar in die Luft geflogen. Fürwahr ein Glückspilz und ein gewandter Mensch, dieser kleine Nathansohn! Und dieses schöne, vielbelächelte Abenteuer: er behielt seinen Gewinnst und bezahlte seinen Verlust nicht!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Musterland des Brotwuchers.

Zunser und Juntergenossen sind mit unentwegtem Eifer bei der Lösung der Aufgabe, die deutsche Industrie mit größtmöglicher Schnelligkeit zu ruinieren, damit die ewigen Jagdgründe des Feudalismus bald in voller Schöne wiedererstehen. Die Edlen vergießen ihren Schweiß nicht für eine bloße Utopie, und Herr Eugen Richter samt seinen Rhrmidonen ist sich in seinem dunklen Nothelferdrange des rechten Weges stets bewußt. In der angenehmen Ueberzeugung, daß und wie es denkbar ist, der Industrie den Garaus zu machen und damit die Industrie-Arbeiter zur erlehnten Kirchhofstraße zu bringen, können die würdigen Bundesbrüder von der Ordnungspartei Wendstern-Richter nur bestärkt werden durch die wirtschaftliche Vergangenheit eines Landes, das heute unter den Industriestaaten der Kulturwelt keine erhebliche Rolle spielt, vor etlichen Jahrhunderten aber auf circa fünf Decennien — nach Marx' Ausdruck — „herrschende Industrienation“ gewesen ist. Das kleine Holland hat mindestens in dem Zeitraum von 1680—1730 diese Stellung innegehabt.

Vor dem Beginn dieser Periode wog im allgemeinen noch der hausindustrielle Betrieb in den Niederlanden vor, obwohl es an den Voraussetzungen für die Entstehung einer Großindustrie im Sinne des Manufakturzeitalters schon lange nicht mehr fehlte. Die nötigen Kapitalien waren längst accumuliert worden: der Welthandel und vor allem die Ausplünderung der holländischen Kolonien in Ost- und Westindien hatten das ihrige gethan, um die nötigen Millionäre zu züchten; schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts konnte zum Beispiel Jsaak le Maire in seiner Grabchrift sich rühmen, 1 500 000 Gulden verloren zu haben. Andererseits gab es auch schon eine ganze Menge technischer Erzeugnisse, die den Großbetrieb in Manufakturen möglich machten. Dem stemmte sich aber der zünftlerische Kleinbetrieb lange mit aller Gewalt entgegen. Gefehlichen Bestimmungen, die der Zahl der in einem Betriebe zu beschäftigenden Arbeitskräfte und technischen Hilfsmittel enge Grenzen steckten, gingen parallel mit Bewegungen der Handwerker und Hausarbeiter gegen die Einführung arbeitersparender Vorrichtungen. In Leyden ward die in Deutschland erfundene Wandmühle, die 40—50 Stück auf einmal liefern konnte, im Jahre 1629 zuerst angewandt. Darüber brachen aber Unruhen der bedrohten Vortennwirler aus. Bei dem holländischen Schriftsteller Voghorth, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts schrieb, liest man über die Gefehnisse in Leyden: „In dieser Stadt wurde vor ungefähr 20 Jahren ein Instrument zum Weben erfunden, wosmit ein einziger mehr Tuch und leichter herstellen konnte, als mehrere in derselben Zeit. Deshalb entstanden Unruhen und Klagen der Weber, und endlich ward der Gebrauch dieses Werkzeuges von der Obrigkeit verboten.“ Auf die Dauer aber konnten diese kleinen Mittel gegen den wirtschaftlichen Fortschritt und das offenkundige Interesse der regierenden Kapitalisten sich nicht behaupten. Die Wandmühle z. B. ward in Leyden 1661 mit einigen Einschränkungen gestattet. Vollends ward freie Bahn gemacht für den Großbetrieb, als zu Anfang des letzten Drittels im 17. Jahrhundert große Mengen vor der Unterdrückungspolitik des Sonnenkönigs nach Holland geflüchteter französischer Hugonotten teils neues Industriekapital, teils neue technische Fertigkeiten hereinbrachten. Für Frankreich bedeutete die Vertreibung dieser gewerbesleißigen Leute für lange Zeit den Ruin der mühselig großgepöppelten Industrie; für Holland ihre Einwanderung den Eintritt in die industrielle Welt Herrschaft, die bis dahin Frankreich inne gehabt hatte. In großem Maße wurden nun die Naturkräfte gewerblichen Zwecken dienstbar gemacht; freilich handelte es sich dabei noch nicht um Dampf und Elektrizität, sondern um Wasser und Wind: die Mühle ist der charakteristische Typus der holländischen Manufaktur. Die Betriebe nahmen aber vielfach schon sehr stattliche Dimensionen an. Der Franzose Pierre Baillie z. B.

errichtete 1682 in Amsterdam eine Weberei mit 110 Stühlen. Um dieselbe Zeit legte Jakob van Mollem in Utrecht eine Seidenfabrik an, die durch ein Wasserrad betrieben wurde und 500 Arbeiter beschäftigte. Außer dem Hause ließ van Mollem noch 1100 Webstühle durch Heimarbeiter betreiben. Insgesamt beschäftigte die Fabrikation von Seiden- und Halbseiden-, Wollen- und Halbwollentstoffen in Utrecht zur Blütezeit ungefähr 10 000 Personen. In der Seiden- und Halbseiden-Industrie von Haarlem waren noch 15 000 Menschen tätig, als es schon bergab ging.

So war gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts Holland nicht allein die erste Handels-, sondern auch die erste Industrienation der Welt geworden. Es ist also nicht überraschend, von dem zeitgenössischen englischen Statistiker Davenant zu vernehmen, daß sich allein in den Jahren von 1688—1695 der Nationalreichtum der Niederlande um über 150 000 000 M. vermehrt habe. Sie waren dadurch zu keinem Arbeiterparadies geworden, fintelmal die Kapitalisten den üblichen Löwenanteil einstreckten und aus dem Proletariat herausquetschten, was nur irgend denkbar war. „Hollands Volksmasse war schon 1648 mehr überarbeitet, verarmter und brutaler unterdrückt als die des übrigen Europas insgesamt.“ Dieser Satz von Marx gilt im großen und ganzen auch noch für das Holland um 1700. Die Löhne mögen sich wohl gegen die Zeit der ausschließlichen Hausindustrie einigermaßen gehoben haben: die Tuchbereiter in Amsterdam z. B. verdienten 1648 täglich 1,49 M., 1682 1,98 M. Die für den Augenschein darin ausgedrückte Besserung in der Lage der arbeitenden Klasse ward aber illusorisch gemacht durch eine stetig steigende Last von indirekten Steuern. An Ueberarbeitung der Massen fehlte es nach wie vor nicht: die Durchschnitts-Arbeitszeit betrug in der Blütezeit der holländischen Industrie 12—14 Stunden. Dazu kam dann noch die früher unbekanntere Frauen- und Kinderarbeit im größten Stil und in den schrecklichsten Formen.

Die Unterdrückung aber war brutaler als je. Die vielgerühmte niederländische Freiheit sieht bei Licht beisehen etwas absonderlich aus. Politische Rechte hatte die Masse des Volkes gar keine. Die Centralregierung der Republik, die Generalstaaten, hatte sehr engumschriebene Befugnisse und setzte sich zusammen aus Bevollmächtigten der städtischen Gemeinwesen. Hier ruhte das Schwergewicht aller Regierungstätigkeit; ihre regierenden Körperschaften aber ergänzten sich selber, und zwar immer aus den nämlichen Kapitalistenkreisen: von irgendwelchem Wahlrecht der Bürger war gar keine Rede. Es war eine oligarchische Tyrannei, die von Zeitgenossen mit der Herrschaft von morgenländischen Despoten verglichen worden ist. Man kann sich also denken, wie die Kapitalisten über die Arbeiter die Sklavenpeitsche schwingen, wie sie vor allem jedes Streben des Proletariats, auf dem Wege gemeinsamen Vorgehens seine Lage zu verbessern, im Keime zu ersticken suchten. So bedrohte im Juli 1682 eine Verordnung des Magistrats von Amsterdam mit Zuchthaus oder Geißelung jeden Tuchhändler, der sich an „geheimen Versammlungen“ beteiligen würde. Zehn Jahre später ward die Todesstrafe auf das gleiche Verbrechen gesetzt. Ein Koalitionsrecht existierte bloß für die Fabrikanten, die in Gilden organisiert dem Proletariat gegenüberstanden.

Wenn aber auch jeder Versuch der Arbeiter, sich für ihre gemeinsamen Interessen zusammenzuschließen, als strafbares Komplott und kapitalistisches Staatsverbrechen galt, ganz hintanzubalten war es doch nicht, daß die Anfänge einer Arbeiterbewegung sich zeigten. Dafür sorgte schon der Mechanismus der kapitalistischen Produktionsweise mit seiner Zusammendrängung größerer Mengen in einem Betriebe. Und dann gab es auch eine Art staatlich anerkannter Arbeiterorganisationen, die sogenannten Knechts-Gilden, die weit verbreitet waren. Sie waren freilich nur zu Unterstützungszwecken bestimmt und wurden von der staatlichen Kontrollinstanz mit Argusaugen bewacht, damit sie nicht über den engen Bereich von Kranken- und Begräbnisstätten hinaus zu Kampfverbänden würden. Trotzdem aber haben sie die öfteren proletarische Interessen wirksam vertreten. Streiks, Sperren und so weiter kamen öfters vor, nahmen aber gewöhnlich gewaltsame Formen an, weil ihnen von vornherein das Stigma der Ungefehrlichkeit aufgeprägt war. Als typisch mag das Beispiel der Amsterdamer Schiffszimmerer genannt werden, die 1736 zur Abwehr einer Lohnherabsetzung in eine Bewegung eintraten. 2000 Mann stark zogen sie vor das Stadthaus, um von den Bürgermeistern Weibehaltung der alten Löhne zu verlangen, und erklärten, sie wollten lieber sterben, als in die geplante Lohnrüderei sich fügen. Angesichts ihrer drohenden Haltung that der Magistrat ihnen den Willen.

Für eine sozialistische Bewegung mit klarumrissenen Zielen war die Zeit noch nicht gekommen; kommunistische Ideen aber waren in dem Holland der Manufakturperiode schon recht verbreitet. Nach außen hin gelangten sie zumeist in religiöser Gestalt zur Erscheinung. Von England her trugen nach der Mitte des 17. Jahrhunderts die Quäker ihre Propaganda herein. Ihr kommunistisches Ideal erschien den holländischen Kapitalisten trotz seiner frommen Einkleidung im höchsten Maße gefährlich und ward in einer Tonart denunziert, die uns sehr bekannt klingt. Da die Quäker, so schimpft der holländische „Mercurius“ von 1653, meistens Faulenzer und arm wären, so suchten sie den Reichen weiß zu machen, daß sie die Welt verlassen und all ihr Hab und Gut den Nichtbesitzenden mitteilen müßten. Holland selber brachte um diese Zeit einen namhaften Vertreter des christlichen Kommunismus in Jean de Labadie hervor, der im Jahre 1674 starb. Die von ihm begründeten Gemeinden lebten in völliger Kommunismus; auch die Kinder gehörten nicht zu den einzelnen Eltern, sondern der Gesamtheit und wurden von Gemeindegewegen erzogen. Nach Labadies Tode siedelten

800 Labadisten auf das Schloß Waltha bei Bientwerd in Friesland über, wo sie nach ihrem Ideal auf gemeinschaftliche Rechnung produzierten, bis im Jahre 1688 die fehlergeschlagene Gründung kommunistischer Kolonien in Amerika ihrem Gemeinschaftsleben ein Ende machte. Dem politischen Treiben fernstehend und von der Welt abgeschieden, waren sie unmittelbar für die bestehende Ordnung ungefährlich. Aber die Besitzenden fürchteten als Rückwirkung die Verbreitung kommunistischer Ideen in den Arbeitermassen, wo sie dann die Gestalt einer sozialen Revolution annehmen würden. Die stete Furcht vor deren rächender Nemesis triebte den holländischen Kapitalisten den Genuß ihrer Schätze aufs empfindlichste. Bei jedem der häufigen Hungeraufstände von Proletariern sahen sie die Götterdämmerung winken. Die furchtsamen Ueberhebungen des bösen Gewissens abgezogen, kann man immerhin die Tatsache, daß schon damals kommunistische Ideen im holländischen Proletariat Verbreitung gefunden hatten, als geschichtlichen Kern aus einer ergötlichen Jeremiade herauslesen, die Pieter de la Court bereits im Jahre 1659 losließ: „Die Handwerksleute, die in unglücklichen Zeiten keine Arbeit bekommen können, beschuldigen, wenn sie in Armut geraten sind, nicht ihre eigne Ausschweifung, Geldverschwendung und Lieberlichkeit, sondern, obgleich sie ihren Unterhalt von den Reichen und Tuchmachermeistern beziehen, so schelten sie doch immer voll Undants ihre eignen Wohlthäter Blutsauger und sind geneigt, die Gütergemeinschaft einzuführen und sich ebenso reich, wie die reichsten ihrer Meister, zu machen.“

Dies Schredgespenst nun sind die holländischen Kapitalisten im Verlauf des 18. Jahrhunderts vollständig losgeworden. Es war ein Kadimittel ohnegleichen: die Beseitigung der ganzen Industriearbeiter-Klasse, freilich auch der Industrie selber. Das wird man sich freilich nicht gewünscht haben. Die Thatfachen aber sind also: seit etwa 1730 ging die holländische Exportindustrie in allen Zweigen rapide zurück. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war sie gleich Null geworden. Schon 1763 war die früher so gewaltige Wollenweberei in Amsterdam und auch anderswo spurlos verschwunden. In den übrigen Fabrikationszweigen war es nicht anders. Ganze Städte, z. B. Haarlem, waren wie ausgestorben. Die industrielle Suprematie hatte England an sich gerissen. Dort suchte nun das niederländische Kapital profitable Anlage; in Holland selber war der Zinsfuß auf 2 Proz. gesunken. So gingen auch Arbeiter massenhaft ins Ausland, um dort Beschäftigung zu suchen. Was aber die proletarische Masse unter dem langsamem Verkaufungsprozeß gelitten hat, kann die kühnste Phantasie sich kaum ausmalen.

Und nun bleibt die Frage zu beantworten, wie das alles kam. Den Hauptgrund hat schon der alte Adam Smith an mehreren Stellen richtig angegeben. Er bestand darin, daß die Generalstaaten, anstatt die Geldsäcke der Reichen zu schröpfen, ihre Haupteinnahmequellen in indirekten Steuern auf die notwendigsten Lebensmittel hatten. Diese Steuern aber wurden immer höher; denn die Republik mit ihren Kolonien in Ost- und Westindien und Südafrika trieb eine Weltpolitik, die ihr beständig kriegerische Verwicklungen an allen Ecken eintrug und die Unterhaltung einer riesigen Marine nötig machte. Die Folge war ein ungeheurer Berg von Schulden, deren wachsende Zinsenlast eben durch immer härtere Besteuerung der Lebensmittel aufgebracht wurde. Deren Preis wurde dadurch allmählich aufs doppelte verteuert. Die Löhne mußten darum wohl steigen, wenn die Arbeiter nicht einfach verhungern wollten; aber sie stiegen nicht entsprechend, und das Ergebnis war Sinken der Produktivität der Arbeit infolge von Unterernährung. Will man ein klassisches Zeugnis für das letztere, so sei auf eine diesbezügliche Stelle von dem berühmten Historiker Roms, B. G. Niebuhr, hingewiesen: „Die Besteuerung der ersten Lebensmittel war so gräßlich, daß das Brot aus halb ausgequollenen und nicht gemahlten Körnern verbacken ward, um der Mehlsteuer zu entgehen, daß Thee der elendesten Art die einzige Würze dieses elenden Mahls ward und es ausgemacht ist, wie Abhängigkeit die menschliche Natur soweit ausgemergelt hatte, daß am Ende des 18. Jahrhunderts fünf Arbeiter nur die Kraft äußern konnten, die hundert Jahre früher vier geäußert.“

Zum Steigen der Löhne und Sinken der Arbeitsleistung kam dann noch als ein weiterer Faktor, der es erklärt, daß die holländische Industrie überall konkurrenzunfähig wurde und ihre Absatzgebiete einbüßte: die merkantilistische Schutzpolitik aller Kulturländer. Ueberblickt man das Ganze, so zeigt sich, daß unsere regierenden Klassen gerade auf dem richtigen Wege sind, wenn sie unserer Industrie das nämliche Ende bereiten wollen, das die holländische genommen hat. Weltpolitik und Militarismus, indirekte Steuern und unübersteigliche Zollschranken, damit könnten sie dahin gelangen — vorausgesetzt, daß der deutsche Michel den Bahnsinn ebenso geduldig mit ansieht wie ehemals sein holländischer Vetter. —

Dr. A. Conradh.

Kleines feuilleton.

k. Die größte industrielle Organisation der Welt ist der „Standard Oil Trust“. Ueber ihn finden wir in einem englischen Blatte eine bemerkenswerte Studie von Robert Donald, der wir folgende Einzelheiten entnehmen: Keine Regierung hat einen so vollkommenen Mechanismus der Organisation wie der „Standard Oil Trust“. Er hat seine Gesandten, Konjunkt und auch

geheime Agenten in jedem Lande. Er hat in seinen Diensten Sachverständige mit fürstlichem Gehalt, die stets bereit sein müssen, überall hinzugehen. Für die schwierige Arbeit der Unterhandlung mit fremden Regierungen hat er Männer wie den Hon. Robert P. Porter zur Verfügung, der für ihn in Rumänien und anderen Ländern thätig war, und die besten Organisatoren stehen in seinem Dienst. Bekanntlich ist der Trust durch seine Geschäfte mit Eisenbahnen in Amerika so groß geworden. Der Besitz der Delfelder und das Raffinieren des Oels sind der größte oder wichtigste Teil seines Geschäftes. Sein Erfolg liegt indessen hauptsächlich in seinem System der Verteilung. Er beherrscht die Transportmittel in Amerika. Die Eisenbahnen sind seine Diener; er hat seine eignen Wagen und Dampferflotten, die das Del in der ganzen Welt verteilen. Er besitzt Depots, Docks, Werften und Niederlagen in allen großen Häfen. Zu seinen Transportmitteln gehören auch Karawanen in Asien und Elefanten in Indien. Der Trust versorgt nicht nur die halbe Welt mit Del, er betreibt auch eine große Fabrikation und versorgt sich selbst mit Fässern, Behältern (30 000 000 jährlich), Rammen (70 000 000 jährlich), Anstrichfarben, Leim, Tanks, Destillierapparaten, Pumpen, Schwefelsäure und allem, was er braucht. Er hat auch ein großes Geschäft in Nebenprodukten wie Gasolin, Naphtha, Schmierölen, Vaseline usw. Er kauft alle auf sein Geschäft bezüglichen Patente und läßt von den geschicktesten Gelehrten Untersuchungen ausführen. Seine Arbeitsmethoden paßt der Trust jedem Lande an. In Europa organisiert er getrennte Gesellschaften, die aber wieder dem New Yorker Bureau unterstehen. In England hat der Trust wenig Schwierigkeiten, seinen Einfluß zu behaupten. In andern Staaten hat der Trust manchmal direkt mit Regierungen zu thun und erwirbt eine Konzession, wenn es nötig ist. Nach Deutschland sendet er hauptsächlich raffiniertes Del, das von seinen eignen Agenturen versendet wird. In Frankreich wird das Del im Lande raffiniert, aber die Gesellschaft gehört dem Trust. In europäischen Ländern, die Petroleum erzeugen, sucht der Trust Konzessionen für Röhrenleitungen mit Pumpenwerk zu erhalten oder die Delfelder aufzulaufen. Geht das nicht, so sucht er den Preis zu regulieren. Einige Jahre lang war die Hauptschwierigkeit der freie Wettbewerb im Orient; das Del wurde dort unter den Transportkosten verkauft. Holländisch Ostindien, Birma, Borneo, Java und andre Länder waren scharfe Konkurrenten für den orientalischen Handel. Er versuchte erfolglos die englische Gesellschaft aufzulaufen, die den Transport nach Australien und östlichen Ländern beherrscht. Jetzt baut der Trust Tankdampfer für Australien. Der Trust möchte gern die Delfelder Wirms laufen, da er dann diesen Teil der Welt ebenso wie Westeuropa und Amerika beherrschen könnte. Wenn die Regierung nicht strenge Aufsicht über die Konzessionen ausübt oder die Delfelder in eignen Händen behält, gelingt es dem Trust vielleicht auch noch. Die Erträge, die den Delförönigen zufließen, sind denn auch fabelhaft. Der Gesamtbetrag läßt sich nicht feststellen. Das Stammkapital der Gesellschaft stellt auf 400 000 000 M. und im letzten Jahre bezahlte sie eine Dividende von 48 Proz., was 192 000 000 M. ausmacht. John D. Rockefeller, der Leiter des Trusts, teilte der „Industrial Commission“ mit, daß sie fast 200 000 000 M. aus ihrem ausländischen Handel empfangen. Der Sekretär S. C. D. Dobb gab vor mehreren Jahren zu, daß der Trust jährlich 40 000 000 M. sparte, weil er keine Fässer und Rammen machte, und 10 000 000 M. durch Fabrikation der hölzernen Behälter. Der Handel in Nebenprodukten dehnt sich ständig aus, da neue Verfahren entdeckt werden. Die Delförönige halfen nicht nur durch die Vermittelung von Pierpont Morgan und andrer dazu, andre große Trusts zu bilden und zu finanzieren, sondern sie kaufen auch Gas- und elektrische Gesellschaften in Amerika auf. Ihnen gehört zum Beispiel die Brooklyn-Union-Gasgesellschaft, eine Verschmelzung vieler andrer, mit einem Kapital von 120 000 000 M. Die Delgruppe beherrscht auch die Kraftstationen für Gas und Elektrizität und die Straßenbahnen von New York.

— Das Wetter und die tönenden Telegraphendrähte. Leute aus dem Volke pflegen zu sagen, wenn sie die Telegraphendrähte über ihren Häuptern summen hören: „Horch, es wird stark telegraphiert.“ Das nötigt nur den Pöhlkern ein Lächeln ab, aber ganz im Klaren ist die Wissenschaft über dieses Summen nicht. W. Laska in Lemberg macht in der „Meteorologischen Zeitschrift“ auf die mehrjährigen Beobachtungen Sydams aufmerksam, denen zufolge das Tönen der Telegraphendrähte immer schlechtes Wetter verkünden soll. Es sei durchaus nicht der Wind in erster Linie, der die Töne erzeuge, oft höre man bei stark bewegter Luft keinen Ton oder bei völlig ruhiger Luft ein starkes Tönen, welches dann baldigen Eintritt des schlechten Wetters (Regen, Schnee, Wind oder Sturm, d. h. eine barometrische Depression) anzeige. Laska vergleicht zur Erklärung die Beobachtungen am Horizontalpendel, welche ergeben haben, daß die barometrischen Minima unter gewissen Umständen auf mehrere hundert Kilometer Entfernung Bodenvibrationen hervorbringen, die den Geophysikern unter dem Namen der seismischen Erregung bekannt sind. Während derselben vibriert die Erde mit einer periodischen Bewegung, die je nach der Bodenart zwischen drei und fünf Sekunden schwankt. Nimmt man nun an, daß die Telegraphen-Stangen und Drähte an dieser seismischen Bewegung der nahenden Minima teilnehmen, so würde sich der Zusammenhang des Tönens mit dem Wetter leicht erklären. — („Prometheus.“)

Aus dem Pflanzenleben.

Ik. Kiefernblüte. Nun blüht die Kiefer. Auch dieser unscheinbare märkische Waldbaum hat im Jahre seine Zeit, wo das einfarbig dunkelgrüne, starre Nadelgewand von lebhafteren Farbenflecken unterbrochen wird. In hohen Kiefernforsten fällt die Maien-tracht der Kiefer kaum ins Auge. Wo aber niedrigere Stände die Beobachtung erleichtern, da sehen wir jetzt die dunklen Baumkronen mit gelblichem Schimmer überlaufen. Wir biegen einen Ast her-unter und bemerken, daß der Schimmer von gelben Blütenständen herrührt, die an den Enden der Zweige sitzen. In dichter Lehren von kegelförmiger Form stehen zahlreiche, etwa erbsengroße gelbe Säckchen beisammen, jedes vom andern durch ein zartes säumliches Deckblatt getrennt. Diese Säckchen sind die Behälter des Blütenstaubes oder Pollen, und das ganze gelbe Gebilde stellt also einen männlichen Blütenstand dar. Wenn wir an einen Zweig klopfen, bei dem die Entwicklung weit genug vorgeschritten ist, so sehen wir bei trockenem Wetter einen feinen gelblichen Staubregen von unzähligen Pollenkörnern den Blütenständen entströmen. Sind schließlich alle Staubbeutel entleert, so fallen sie mit den Deckblättern ab und an der Spitze des bisherigen Blütenstandes wächst der Zweig weiter, um sich bald nicht mehr von den andern Zweigen zu unterscheiden.

Die weiblichen Blüten sind meist spärlicher entwickelt und oft nur schwer an niedrigen Bäumen überhaupt zu finden. Es sind kleine, purpurrote Zapfchen, Miniaturen der wohlbekannten, von unsrer Jugend als „Kienäppel“ bezeichneten Kiefernzapfen. Die noch zarten Schuppen stehen etwas ab und lassen den Pollenkörnern den Zutritt frei zu den am Grunde jeder Schuppe offen daliegenden Samenanlagen. Sobald diese mit Pollenkörnern belegt sind, schließen sich die Schuppen der Zapfen. Merkwürdig genug verbringen nun die jungen Zapfen, ohne sich zu rühren und zu wachsen, den ganzen Rest des Frühling, den Sommer, Herbst und Winter. Erst wenn im folgenden Jahre die Vegetationsperiode von neuem einsetzt, kommt Leben in die Zapfen. Sie wachsen und die Farbe geht aus dem Roten ins Grüne über, um sich zum Herbst mehr und mehr zu bräunen. Schließlich öffnen die Zapfen zum zweitenmal die Schuppen, um die reifen Samen zu entlassen. Während die jungen Zapfen erst aufrecht stehen, mit der Spitze nach oben und unmittelbar unter der Spitze eines kurzen Sprosses, beginnt letzterer später auszuwachsen, so daß er den Zapfen zur Seite drängt. Dadurch neigt er sich nach vorn über, bis er zur Reifezeit schließlich in der bekannten Weise mit der Spitze nach unten hängt.

Wir haben gesehen, daß die Kiefer Blütenstände getrennten Geschlechtes besitzt. Beide finden sich auf demselben Stamm, so daß die Kiefer — nach der Sprache der Botaniker — zu den einhäusigen Pflanzen gehört. Bei der Verbreitung des Pollens von Blüte zu Blüte spielt der Wind eine große Rolle. Sie wird ihm sehr erleichtert durch die merkwürdige Gestalt der einzelnen Pollenkörner, die unter dem Mikroskop mit je zwei winzigen, aber im Verhältnis zum Pollenkorn großen Luftbläschen versehen sind, die das Herumsegeln in der Luft natürlich bedeutend erleichtern. Ein Waldbestand von Kiefern entleert eine ungeheure Zahl von Pollenkörnern. Ist eine Wasserfläche in der Nähe, so breitet er sich nicht selten als gelber Ueberzug auf dem Gewässer aus. So entstand die Sage vom Schwefelregen. —

Humoristisches.

— In der Galerie. Kunstfreund: „Man unterscheidet zwei Arten von alten Meistern: bei den einen ist das Bild echt, aber die Unterschrift falsch, bei den andern ist die Unterschrift echt, aber das Bild falsch.“ —

— Fendalcorps. A.: „Wer sind denn jetzt Eure Chargierten?“

B.: „Der erste ist der Graf Schönhoff, der zweite der Baron Pahlen, der dritte heißt Meyer — hält sich aber drei Pferde.“ —

— Der Gymnasialprofessor. Sie: „Wer ist der junge Herr?“

Er: „Das ist mein liebster Schüler.“

Sie: „So, ist er so talentiert?“

Er: „Unfinn, ein Esel ist er. Aber ich beziehe monatlich über 100 M. von ihm für Nachhilfestunden.“ — („Simplicissimus.“)

Notizen.

— Der Dichter Julius Lohmeier ist, 67 Jahre alt, in Charlottenburg gestorben. Lohmeier gründete 1873 die illustrierte Zeitschrift „Deutsche Jugend“. Seit zwei Jahren gab er die „Deutsche Monatschrift für das gesamte Leben der Gegenwart“ heraus. —

— Unter dem Titel „Die Gehängten“ erscheint demnächst eine humoristische reich illustrierte Revue der Großen Berliner Kunstausstellung. Die Revue soll alljährlich immer nach Eröffnung der Ausstellung herauskommen. —

— Arne Garborgs Schauspiel „Paulus“ erzielte bei der ersten deutschen Aufführung in Galmers Sommer-Theater in Breslau einen starken Erfolg. —

— Bei Amelang, Rantstraße 164, ist gegenwärtig eine Plakat-Ausstellung Münchener Künstler zu sehen. —